



Roman

*Eindeutig
Liebe*

Jessica Thompson

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

Danksagung

Jessica Thompson

*Eindeutig
Liebe*

Roman

Aus dem Englischen von
Dietmar Schmidt

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2012 by Jessica Thompson

Titel der englischen Originalausgabe: »This Is a Love Story«

Originalverlag: Coronet

First published in Great Britain in 2012 by Coronet,
An Imprint of Hodder & Stoughton, An Hachette UK company

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Beate Christmann, Pulheim, und Dr. Stefanie Heinen

Titelillustration: © shutterstock/ck.

Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz

Datenkonvertierung E-Book: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-1914-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Mum, Dad und Louise



Er sieht aus, als könnte er dein Leben retten

Sienna

Heute Morgen sitzt mir im Zug ein Pärchen gegenüber.
Männlein und Weiblein.

Beide müssen etwa Mitte zwanzig sein.

Er hat dichtes blondes Haar, grüne Augen und auf der ganzen Nase sexy Sommersprossen. Sie sehen aus wie Sterne an einem klaren Nachthimmel.

Ganz gut sieht er aus, aber er ist nicht mein Typ. Ich habe ihm gegenüber die gleichen Gefühle wie einem Gemälde von Monet: Mir gefällt, was ich sehe; es ist nett, aber nicht ganz mein Geschmack.

Im Stillen vermute ich, dass er Tom – oder zumindest so ähnlich – heißt und irgendwas mit PR macht. Ich denke das, weil er einen grauen Anzug trägt, der aussieht, als sei er von einem Designer, und einen lachsfarbenen Schlips.

Manchmal treibe ich gerne solche Fantasiespielchen.

Wahrscheinlich liege ich meistens völlig daneben, aber immerhin vergeht so die Fahrtzeit schneller.

Mit ihrem langen braunen Haar, das ein bisschen strähnig und zerzaust ist, aber noch immer so wirkt, als sei es Teil eines sorgfältig geplanten Looks, könnte *sie* eine Claire sein. Offensichtlich hat sie sich Mühe gegeben, so zu wirken, als sei es ihr egal, wie ihr Haar aussieht. Aber ich bin auch eine junge Frau, also durchschaue ich das sofort. Sie möchte, dass jeder denkt, sie sei gerade so aus dem Bett gefallen.

Ihre Nägel sind makellos lackiert – in einem Grauton –, und sie trägt eine enge schwarze Jeans mit teuer aussehenden Ballerinas im Nude-Look.

Claire sieht ein bisschen kreativer aus als ihr PR-Freund – der Schmuck verrät es (große Klunkerarmbänder und eine Kette mit exzentrischen Perlen). Ich vermute, sie macht beruflich irgendwas in der Kunstbranche.

Wahrscheinlich kann sie selbst keinen Pinsel halten, aber vielleicht ist sie Galeristin und muss den Leuten erklären, was der Künstler mit seinen Farbklecksen an den Wänden ausdrücken möchte.

Ich kann mir gut vorstellen, dass sie gebildet ist und dass ihre Familie in Kent lebt, aber dreimal im Jahr Urlaub auf den Kaimaninseln macht.

Und ich wette, Tom liebt sie. Jedenfalls sieht es so aus, als täte er das. Er hat diese Aura eines Mannes, der sich nicht leicht ablenken lässt. So etwas ist wunderbar.

Eines ihrer Beine liegt auf seinem Schoß. Während sie die Zeitung liest, küsst er sie hin und wieder auf die Wange, und es hat ganz den Anschein, als wäre er in diesen Momenten mit sich und der Welt im Reinen. Mit der Liebe seines Lebens auf dem Weg zur Arbeit ...

Ich seufze, als ich merke, dass ich die beiden anstarre. Ich bin einfach zu romantisch. Dabei bin ich mir sicher, dass sie die gleichen Probleme haben wie alle anderen auch – Sie wissen schon ... dass sie sich wegen seines Schnarchens, ihrer Unfähigkeit, Straßenkarten zu lesen, und der Verteilung der Aufgaben im Haushalt streiten.

Trotzdem ist mir bewusst, dass ich zu Hause niemanden habe, der mich so liebt. Ich werde zwar auch geliebt, aber anders ...

Ich nehme an, dass die Vormittage leichter sind, wenn man der PR-Mann Tom oder die Galerie-Frau Claire ist, als wenn man ich ist: Sienna Walker.

Vielleicht wird man dann von sanften Küssen geweckt und diesem ganz besonderen Gefühl von Haut an Haut, das

man schon fast für selbstverständlich hält.

Warmer Atem am Gesicht und das Gefühl von Sicherheit.

Na, das hab ich nicht.

Mein typischer Morgen erinnert mehr an eine kalte Dusche.

Als der Zug losfährt, zucke ich zusammen. Wieder muss ich daran denken, wie mein Tag begonnen hat – und daran, dass ich es ganz bestimmt besser ertragen hätte, wenn ich neben dem Mann meiner Träume aufgewacht wäre. So wie Claire – oder wie auch immer sie wirklich heißt.

Um halb sieben hat der Wecker geklingelt. Es war ein schrilles, durchdringendes Piepen, bei dem sich meine Ohren am liebsten in meinen Kopf zurückgezogen und in die gepolsterten, warmen Windungen meines Gehirns gekuschelt hätten. Ich wollte nur weiterschlafen. Ich wollte zurück unter die Bettdecke – die sich weich anfühlte und nach Gänseblümchen roch – und mich vor der Welt verstecken. Kurz überlegte ich tatsächlich, ob ich mich krankmelden sollte, aber ich habe die Stelle noch nicht lang genug, um mir so etwas leisten zu können.

Der Morgen und ich, wir kommen nicht gut miteinander zurecht. Wir sind ein bisschen wie Käse und Marmelade – oder wie Schokolade und Humus –: einfach keine gute Kombination.

Also hievte ich meine schweren Glieder aus dem Bett und stellte die Füße auf den weichen Holzboden. Mein Pony stand in die Luft wie ein Handymast.

Der weiche Kokon, in dem sie gelegen hatte, wich einem kühlen Luftzug und dem dringenden Bedürfnis zu pinkeln. Wie ein Zombie trottete ich ins Bad und versuchte im Halbdunkel, etwas zu erkennen.

Nach ein paar Minuten »Morgentoilette« – zu der es gehört, dass ich mit einer abgewetzten Zahnbürste in meinem Mund herumstochere und versuche, meinen

zerzausten Haaren mit einem Kamm beizukommen – fühlte ich mich schließlich bereit für die Dusche.

Von wegen.

Nur kaltes Wasser.

Es fühlte sich an, als hätte jemand während der Nacht den Eisregen in einem rostigen Eimer gesammelt und ihn nun über mir ausgekippt.

Ich riss meine Augen auf – zum ersten Mal seit dem Aufwachen waren sie nun wirklich offen –, und meine Pupillen schrumpften auf Stecknadelkopfgröße, während ich gegen den Schock ankämpfte. In dem verzweifelten Versuch, den unerbittlichen Geschossen auszuweichen, sprang ich umher und wartete auf heißes Wasser, aber die kalten Tropfen prasselten weiter gnadenlos auf mich herunter.

Dann folgte auch schon die nächste Herausforderung: Irgendwie musste ich die laubbedeckten Straßen meines Westlondoner Außenbezirks durchqueren und den Zug zur Arbeit erwischen. Doch trotz des Schockerlebnisses unter der Dusche hatte ich noch immer Schleier vor den Augen, und das Pflaster schien sich vor mir auszubreiten wie ein Schachbrett.

Zur Rushhour in London herumzulaufen ist wie ein Jump-and-run-Spiel. Bewertet wird in etwa folgendermaßen:

5 Punkte, wenn man nicht in die große Pfütze tritt, die sich immer an der tiefsten Stelle der Edgley Road bildet.

15 Punkte, wenn man erfolgreich das den Gehsteig blockierende ältere Ehepaar überholt, ohne gegen einen Laternenpfahl zu laufen.

10 Punkte, wenn man den Schnorrern entkommt, die sich vor dem Bahnhof auf einen stürzen und einem unbeschreibliche Schuldgefühle einjagen, weil man ihnen auszuweichen versucht.

15 Punkte, wenn man das letzte Päckchen Orangensaft im Bahnhofsladen ergattert.

20 Punkte, wenn man noch eine Gratiszeitung bekommt, bevor die »Nimm-dir-eine-Zeitung-und-schmeiß-sie-zehn-Minuten-später-wieder-weg«-Pendler sie einem gierig vor der Nase wegschnappen.

Die nächste Prüfung bestand darin, mir im Zug einen Sitzplatz zu erkämpfen. Wenn man es richtig anstellt, steht einem eine halbwegs bequeme Fahrt bevor. Vermasselt man es aber, verbringt man zwanzig Minuten mit dem Gesicht gegen eine der bruchfesten Fensterscheiben gedrückt und einem Gehstock zwischen den Hinterbacken.

Eine Minute nachdem ich auf dem Bahnsteig angekommen war, fuhr der Zug ein. Ich wand mich durch die Menschenmenge – links, rechts, links, rechts –, und schaffte es.

Doch jetzt, wo ich vor diesem Sinnbild der Liebe sitze, das mich so richtig runterzieht, weil es mir den Kontrast zu meiner eigenen häuslichen Situation vor Augen führt, begreife ich, dass ich heute nicht gerade in allerbesten Stimmung bin.

Oh nein! Als Tom eine von Claires Haarsträhnen zur Seite schiebt und sanft ihr rechtes Ohr küsst, muss ich wegsehen, sonst verliere ich noch den Verstand. Um das Geturtel nicht mit ansehen zu müssen, schaue ich nach links, aber dadurch sehe ich direkt in die Augen eines Mannes, der neben mir sitzt und mich zufällig genau in diesem Moment anstarrt.

Er muss schon über fünfzig sein, ein magerer Kerl mit stechenden Augen und einer Brille, deren Gläser so dick sind, dass ich bei ihrem Anblick unwillkürlich an die Böden von Milchflaschen denken muss.

Als er begreift, dass ich ihn beim Starren erwischt habe, lächelt er verlegen. Und weil ich mich selbst gern für einen relativ netten Menschen halte, erwidere ich das Lächeln, als wollte ich sagen: *Wissen Sie was? Es ist okay. Vergessen wir es einfach, und dann ist es gut.*

Anschließend wende ich mich ab und gucke zur Decke hinauf – das ist heute offensichtlich das Sicherste. Trotzdem merke ich, da ist wieder was; aus dem Augenwinkel heraus nehme ich etwas wahr. Als ich den Kopf drehe, sehe ich, dass der Kerl mich schon wieder anstarrt, fast durchbohrt sein Blick meine Wange. Das ist ganz sicher kein beiläufiges Hinsehen mehr! Er zuckt zusammen, als wäre er dabei erwischt worden, wie er im Supermarkt Weintrauben nascht.

»Äh, es tut mir sehr leid. Es ist nur, Sie sind so schön ...«

»Lassen Sie es einfach sein, ja? Bitte«, sage ich und werde rot.

»Ja, selbstverständlich. Verzeihen Sie«, antwortet er mit einem vornehmen Akzent und klingt dabei ein wenig belämmert.

Willkommen im Bahnfahrerleben! Es ist ein Zirkus und zugleich ein Zoo.

Ich frage mich, wieso mich so ein aufdringliches Benehmen derart wütend macht. Aber offenes Angaffen paart sich hier mit übertriebenen öffentlichen Zuneigungsbekundungen, aufdringlich riechendem Imbissfraß und unbeherrschtem Naseputzen.

Es ist erst die dritte Woche an meinem neuen Arbeitsplatz, und dieses tägliche Ritual ist doch noch leicht schockierend für mich.

Das Gedränge der Rushhour kann mit eigentlich ganz normalen Leuten eigenartige Dinge anstellen. Menschen, die normalerweise ganz ruhig sind, ertappen sich auf einmal dabei, wie sie mit den Zähnen knirschen, leise vor sich hin fluchen oder verzweifelt versuchen, sich davon abzuhalten, jemanden mit dem Regenschirm zu enthaupten.

Eine Frau rechts von mir telefoniert mit ihrem Handy, und zwar ziemlich laut.

Der Mann, der neben ihr sitzt, verzieht das Gesicht.

Die Frau ist so in ihr Gespräch vertieft, dass sie gar nicht bemerkt, als der Tunnel langsam näher kommt, und dann ... tja.

Ach wie schade! Der ganze Wagen atmet erleichtert auf, nur Tom und Claire nicht – die sind so tief in die Augen des jeweils anderen versunken, dass sie überhaupt nichts mitbekommen haben.

Einen Moment lang scheinen wir alle eine Art Frieden erlangt zu haben. Ein ungepflegter junger Mann, der aussieht, als sei er brutal aus dem Winterschlaf gerissen worden, schiebt sich tiefer in die Ecke seines Sitzes. Angesichts seines gammeligen Äußeren fühle ich mich besser: Er sieht so aus wie ich in der ersten Stunde nach dem Wachwerden.

Verkrampfte Beine beginnen sich zu entspannen, und Tagträumer drehen den Kopf wieder in Richtung Fenster, hoffen darauf, irgendwie aus diesem Viehwagen des Grauens zu entkommen.

Ich balanciere meinen Pappbecher mit Tee zwischen den Knien, nehme meine *Metro* und versuche, an meine Pläne für heute zu denken, doch ziemlich schnell werde ich von der Titelgeschichte über ein Eichhörnchen auf maßgefertigten Wasserskiern abgelenkt.

Gott, ich liebe diese Zeitung!

Ich bin selbst Journalistin, und so sehr ich auch davon träume, eines Tages eine weltbewegende Geschichte vom Ausmaß des Spendenskandals der Labour-Partei aufzudecken, bin ich trotzdem schon zufrieden, wenn ich über kleine knuffige Tiere schreiben kann, die irgendetwas Ungewöhnliches machen – so wie dieses Eichhörnchen.

Neugierig blicke ich zu den anderen *Metro*-Lesern hinüber. Liest noch jemand die Story mit dem Eichhörnchen?

Eine Dame in der Reihe hinter dem schmusenden Pärchen liest ebenfalls – aber nein, sie hat einen ziemlich traurigen Gesichtsausdruck.

Niemand lächelt – geschweige denn, dass jemand lachen würde –, und das kann einfach nicht sein, denn das Eichhörnchen ist ein wirklich komisches Tierchen.

Also suche ich weiter, und mein Blick bleibt an einem zum Verzweifeln gut aussehenden Mann in einem grünen T-Shirt hängen, der mir schräg gegenüber sitzt, zwei Plätze weiter rechts. Er grinst; ja, er scheint über irgendetwas so belustigt zu sein, dass er sich räuspern muss.

Wow. Wie kann es nur sein, dass ich ihn bis jetzt nicht bemerkt habe?

Vielleicht ist er erst vor ein paar Minuten eingestiegen, als ich in meine wütende, verbitterte Gedankenwelt versunken war.

Es sieht aus, als wäre er groß, wenn er vom Sitz aufsteht. Unter dem T-Shirt mache ich einen perfekt proportionierten Oberkörper mit breiten, stattlichen Schultern aus, und darüber befindet sich ein Gesicht, von dem ich den Blick einfach nicht abwenden kann. Mein Herz klopft mir bis zum Hals, und ich muss heftig schlucken.

Er hat reine olivfarbene Haut, die um sein Kinn herum voller sexy Stoppeln ist. Sie klettern seine Kieferpartie – die wie gemeißelt aussieht – hinauf wie Efeu an einem schönen alten Haus. Seine Züge sind kräftig und verwegen.

Wie ein Feigling sieht er nicht aus. Er sieht aus, als könnte er dein Leben retten.

Seine scharfen, irgendwie künstlerisch wirkenden Gesichtszüge stehen in scharfem Kontrast zu zwei gefährlichen braunen Augen, die in dem künstlichen Licht der Deckenbeleuchtung beinahe glitzern.

Fall. Nicht. In. Sie. Hinein.

Seine Lippen sind makellos geformt und erregend wie die meines Lieblings-Pin-ups Jake Gyllenhaal.

Er hat dichtes, lockiges braunes, fast karamellfarbenedes Haar, das in unterschiedliche Richtungen wächst.

Er sieht nach Ärger aus.

Ich kann mir schon vorstellen, wie es ist, ihn zu küssen

...

Vorsichtig spähe ich über den Rand der Zeitung, und er muss meinen Blick spüren, denn er schaut ebenfalls in meine Richtung.

Unsere Blicke treffen sich, und für ein paar Sekunden steht nichts zwischen uns – außer vierzig Seiten gräuliches Umweltpapier, zwei Meter stickige Waggonluft und ein dicker Mann links neben mir, der jeden Augenblick einnicken wird.

Das ist einer dieser Hollywoodmomente, wie man sie aus dem Kino kennt, nur bin ich weder blond, noch trage ich Kleider in Größe XXS.

Er ist womöglich einer der attraktivsten Männer, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe.

Wenn man wie ich in London lebt, bemerkt man irgendwann, dass die Stadt zwar vor Menschen aller Formen und Größen fast aus den Nähten platzt, man aber trotzdem so gut wie nie jemanden sieht, der einen einfach umhaut.

In Zügen versuchen die meisten, sich in ein Buch zu vertiefen, sich hinter einer Zeitung zu verstecken oder ins Reich der Musik zu entschwinden. Sie gehen achtlos aneinander vorbei. Tatsächlich Kontakt herzustellen – und dann auch noch einen freundlichen – kommt fast einem Wunder gleich. Also los.

Entweder blamiere ich mich jetzt völlig, oder wir erzählen eines Tages unseren Hochzeitsgästen davon, wie wir uns wegen eines Nagetiers mit einer Vorliebe für Wassersport kennengelernt haben. Das schlägt die üblichen Geschichten von Blind Dates oder einem Treffen im Fitnessstudio um Längen.

Tief Luft holen ...

Eichhörnchen?

Ich hauche es ihm zu; unhörbar bilde ich mit den Lippen langsam dieses alberne Wort und ziehe dabei fragend die

Augenbrauen hoch.

Die Zeit scheint zu verschwimmen wie in einem zu langsam abgespielten Filmclip; ich höre meinen eigenen Herzschlag in den Ohren. Mist, Mist, verdammter Mist ...

Doch plötzlich streckt er einen Daumen hoch, und der hinreißendste Mann in dieser Stadt – womöglich sogar auf der ganzen Welt – zeigt mir sein Exemplar der *Metro* und deutet auf unseren pelzigen Amor.

Er beißt sich auf die Unterlippe, damit er nicht laut anfängt zu lachen. Eine Reihe ebenmäßiger weißer Zähne wird sichtbar. Ganz schön sexy.

Ich lasse ein kokettes Grinsen aufblitzen und wende den Blick ab. Mein Herz rast in meiner Brust.

Bleib. Jetzt. Cool.

Dann tue ich so, als lese ich weiter in der Zeitung, blättere aber schnell die Bildgeschichte um, weil ich sonst so sehr lachen müsste, dass mir der Tee aus der Nase schießen würde – und das könnte dann doch den coolen Eindruck ruinieren, den ich erwecken möchte.

In dem Bewusstsein, dass ich meine eigenen Grenzen längst überschritten habe, als ich das Ganze inszeniert habe, lese und lese ich, als wäre er mir egal, und überlege dabei krampfhaft, was ich als Nächstes tun soll.

Der Zug hält, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich aus dem Augenwinkel immer noch die leuchtend grüne Farbe seines T-Shirts sehe. Ich muss versuchen, ihn nicht anzuschauen.

Gott segne das periphere Sehen.

Schon bald sind fünf Minuten vergangen, und ich bin zuversichtlich, dass es nun in Ordnung ist, Blickkontakt Nummer zwei herzustellen.

Doch als ich zu dem Platz meines gut aussehenden Fremden hinübersehe, sitzt dort zu meinem Entsetzen ein älterer Herr in einer erbsengrünen Jacke. Das Pärchen ist auch weg. Schnell reiße ich den Kopf herum und suche den vorderen und den hinteren Teil des Waggons nach ihm ab;

zur Sicherheit wiederhole ich das Ganze noch einmal. Doch er ist verschwunden.

Der Rentner auf seinem Platz scheint erfreut und gleichzeitig erstaunt zu sein über meine Aufmerksamkeit. Dich meine ich aber nicht, Alter ...

Toll, denke ich und betrachte meine Füße. Da geht er dahin, der Mann meiner Träume.

Rasch begreife ich, wie naiv meine kleine Träumerei war, und schäme mich. War sowieso 'ne blöde Idee, sage ich mir. Es gruselt mich richtig, wenn ich daran denke, dass ich innerhalb weniger Minuten auf der Liebesskala von null auf sechzig geschossen bin – das passt überhaupt nicht zu mir.

Außerdem war er wahrscheinlich sowieso ziemlich irre. Lacht über Eichhörnchen! So weit kommt's noch, tröste ich mich.

Doch ich bin eine verzweifelte Romantikerin. Ich liebe die Vorstellung von der zufälligen Kollision der Herzen. Ich sehne mich eher nach solchen absonderlichen Begegnungen als danach, auf konventionelle Art in der Kneipe angebaggert und für eine Nacht trunkener Fummelei mit einem Mann, den ich zudem kaum kenne, abgeschleppt zu werden. Am schrecklichsten ist der Satz: »Wir kamen ins Gespräch, als wir bei gemeinsamen Freunden zum Abendessen eingeladen waren.« Und wenn Sie der Langweiligkeit die Krone aufsetzen wollen, können Sie auf die alte »Wir-haben-uns-auf-der-Arbeit-kennengelernt«-Geschichte zurückgreifen.

Gäh.

In mir steckt eine kleine Julia, die hofft, dass sie irgendwann unvermittelt – zum Beispiel durch eine Lücke im Bücherregal in der Bibliothek – in die Augen ihres Romeos sieht oder ihn auf der anderen Seite eines Aquariums entdeckt. Himmel, selbst wenn er im Supermarkt hinter dem Regal mit den Würzsoßen steht, mir soll es recht sein!

Obwohl ich erst zwanzig bin, bejammere ich den Tag, an dem die gute altmodische Romantik starb. Ich bin mir jedoch nicht sicher, wann das gewesen ist. Einige sagen, wir haben sie verloren, als wir um die Gleichberechtigung kämpften; und wenn das stimmt, ist sie wohl nur ein kleiner Preis für das, was wir erreicht haben.

Aber mussten wir es wirklich so weit treiben?

Denn tatsächlich ist es doch so: Wenn man von einem Mann Blumen an den Arbeitsplatz geschickt bekommt, dann kichern sämtliche Kolleginnen und tun so, als müssten sie brechen, aber sobald sie abends zu Hause sind, bricht jede von ihnen einen Streit vom Zaun, weil der Göttergatte ihr nie Blumen schenkt.

Wir fahren in meinen Bahnhof ein, und ich löse mich aus meinen Gedanken, die sich inzwischen schon ganz weit unten in der Abwärtsspirale befinden. Und da ich nun einmal so ein wankelmütiges junges Ding bin, habe ich den gut aussehenden Fremden schon vergessen, als ich meinen Tee austrinke und den zusammengeknüllten Becher auf dem Bahnsteig in den Mülleimer werfe.

Die Begegnung im Zug war bloß ein flüchtiger Moment, ein bisschen Zucker auf meinen Cornflakes. Ich habe Besseres zu tun, ich muss mich auf meine Karriere konzentrieren. Keine Zeit für Ablenkungen, sage ich mir. Außerdem liegt zu Hause zu viel im Argen. Zu viel, was bewältigt werden muss. Ich sollte mich wirklich nicht nach fremden Männern umsehen.

Mein Herz beginnt zu flattern, als ich die Gehsteige von Balham entlanghaste. Die Straßen sind überfüllt mit Menschen – Mütter mit Kinderwagen, Jungen in sackartigen Jeans und den letzten städtischen Angestellten, die zur Bahnstation eilen, um den Zug ins Zentrum zu erwischen. Ich komme an Zeitungsgeschäften, Maklerbüros und Billigläden vorbei – den üblichen Verdächtigen eben –, dazwischen hin und wieder ein kleiner Coffee-to-go-Shop.

Ich bin gern hier.

Zigarettenrauch hängt in der sanften Frühlingsluft und vermischt sich mit dem Duft, der von den frischen Schinkenbrötchen aufsteigt, die auf den Tellern eines frühstückenden Pärchens liegen.

Mit meinem neuen Job bin ich wirklich zufrieden. Zwei Jahre lang habe ich geschuftet und eine Absage nach der anderen weggesteckt, bis ich schließlich die Stelle bei einem Zeitschriftenverlag erhielt. Berufserfahrung habe ich natürlich noch nicht vorzuweisen, deshalb musste ich ziemlich kreativ sein, um potenzielle Arbeitgeber auf mich aufmerksam zu machen. Ein Universitätsstudium kommt für mich nicht infrage, deshalb habe ich mir Dinge wie Internetjournalismus oder Videotechnik selbst beigebracht und dabei immer versucht, mit dem Finger am Puls der Zeit zu bleiben, was Social Media angeht. Gut, ich schreibe nicht gerade für den *Guardian* oder die *Times*, aber *The Cube* ist ein guter Anfang, und bisher habe ich jede einzelne Sekunde genossen.

The Cube ist eine Mediengruppe, die eine Reihe ungewöhnlicher Zeitschriften herausbringt, die von *sehr* speziellen Käuferkreisen gelesen werden. Einige davon sind cool, andere nicht so sehr. Das bedeutet, dass ich über eine Menge merkwürdiger Themen schreibe, von dem Neusten aus der Welt des Angelns (weniger spannend) bis zu dem Testen schneller Autos (viel spannender). Einige unserer Zeitschriften sind ziemlich klein und unbekannt, andere werden von Tausenden gelesen. Der Job ist einfach perfekt für mich, weil ich das Schreiben liebe, und ich kann mein Glück noch immer nicht fassen.

Wie bei einem merkwürdigen Tanz winde ich mich durch die Leiber rings um mich herum – ducke mich, tauche, weiche aus. Schulkinder wimmeln umher, und Rentner schlurfen in Ladeneingänge, ihre Zeitungen unter dem Arm.

Irgendetwas in meinem Innern lebt erst in der Energie Londons richtig auf. Obwohl der Lebensstil mich manchmal

rasend macht, möchte ich an keinem anderen Ort der Welt sein.

Es ist jeden Tag das Gleiche: Ich komme nach Hause, die Füße tun mir weh, die Augen sind blutunterlaufen, und das Haar hängt schlaff herunter nach einem Angriff der beiden Verbündeten Wetter und Luftverschmutzung – aber ich fühle mich inspiriert. Wenn ich mich ins Bett lege, kann ich den nächsten Morgen kaum abwarten, so unbedingt will ich weitermachen. Auch wenn die erste Stunde nach dem Aufwachen ganz schön schmerzhaft ist.

Nachdem ich fünf Minuten lang durch die Menschenmengen getanzt bin, ist es nicht mehr weit bis zu meinem Arbeitsplatz in dem kleinen, modernen Gebäude in der geschäftigen Nebenstraße. Es befindet sich zwischen zwei Restaurants, einem Italiener und einem Inder. Ihre aromatischen, knoblauchreichen Kochdünste schaffen es immer wieder, bis in unsere Klimaanlage vorzudringen, und so verbringe ich die meiste Zeit des Tages in einem Stadium des fortgeschrittenen Appetits.

Hinter dem Bürogebäude liegt ein kleiner Parkplatz mit einer Bank mittendrin, und dort sitzt oft ein Obdachloser.

Auch heute ist er wieder da, und als mir klar wird, dass ich an ihm vorbeimuss, werde ich nervös.

Schon an meinem allerersten Tag hier habe ich ihn bemerkt. Es wäre allerdings auch schwierig gewesen, ihn nicht zu bemerken, da er mich mit seinem kleinen, hungrigen Mund, den man zwischen all den braunen und schwarzen Streifen in seinem verwitterten Gesicht kaum sah, einfach ansprach.

»Hast du 'n bisschen Kleingeld über, Schatz?«, fragte er, und in seinen Augen schimmerte Hoffnung.

Doch ich wandte mich ab und ging an ihm vorbei. Ich weiß generell nie, wie ich mich in solchen Situationen verhalten soll, und in dem Moment hatte ich sowieso ganz andere Dinge im Kopf.

Er sieht weder verrückt aus, noch macht es den Eindruck, als ob er Drogen nimmt. Er erfüllt keins dieser Klischees. Manchmal lächelt er mir sogar zu, und ich lächle zurück. Doch nie nehme ich mir die Zeit, mit ihm zu reden. Ich weiß, dass das blöd ist.

Aber ich habe Angst vor ihm und vor dem, was ihm in seinem Leben widerfahren ist. Er hat einen eisigen Blick – so eisig, dass es einem kalt den Rücken runterläuft. Ich sehe nicht gern in diese Augen, deshalb wende ich mich ab.

Nachdem ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte, erkundigte ich mich am Empfang nach ihm.

»Von wem sprechen Sie eigentlich?«, quiekte die hohe Stimme der blonden Empfangsdame mittleren Alters, die hinter dem Tresen stand.

»Na, von dem Typen, der auf unserem Parkplatz sitzt«, erklärte ich.

»Hmm, ich glaube nicht, dass wir heute jemanden erwarten«, entgegnete sie und blätterte durch die Papiere, die vor ihr lagen.

Empfangsdame Nummer zwei meldete sich zu Wort:
»Ach, Sandra, du weißt doch, wen sie meint – den Tanzenden Pete.«

»Den Tanzenden wer?«

»Na, der obdachlose Kerl, der immer da hinten schläft.«

»Tanzend? Wieso tanzend? Ich habe ihn noch nie tanzen sehen. Du meine Güte!«

Die beiden Damen begannen ein frustrierend langsames Gespräch. Es war, als sähe man zwei Pfauen zu, die hinter einer Glasscheibe sinnlos vor sich hin glucksten und darauf warteten, dass jemand sie niederstreckte und zu exotischen Handtaschen verarbeitete.

»Ein Obdachloser? Ich wusste nicht, dass wir davon auch einen haben«, kreischte Sandra, als rede sie über eine neue Frankiermaschine oder den allerneuesten Fotokopierer.

»Do-och. Er hängt da jetzt schon zwei Jahre rum. Bist du blind?«

Ich ging, obwohl sie noch mitten im Gespräch waren. Doch sie bemerkten es kaum.

Aber heute Morgen belastet mich die Situation auf einmal wieder. Es beginnt, als ich über den Parkplatz zu unserem Hintereingang gehe. Ich fahre zwar selbst kein Auto, aber wenn man über den Parkplatz läuft, kürzt man den Weg ab und spart Zeit.

Er sitzt auf der Bank, den Kopf in die Hände gelegt. Als ich näher komme, blickt er auf. Sein Gesicht ist so traurig wie eh und je.

»'tschuldigung«, ruft er, als ich wieder einmal versuche, mich an ihm vorbeizuschleichen. Ich ziehe eine Grimasse, denn obwohl ich unbemerkt bleiben möchte, bemerkt er mich jedes Mal.

Als ich stehen bleibe, stelle ich fest, dass ich genau neben der Bank angehalten habe. Trotzdem starre ich weiter Richtung Eingang, damit es bloß nicht zu einem Blickkontakt kommt.

»Ja?«, sage ich leise und bereue es noch im gleichen Augenblick.

»Hast du was Kleingeld über?«, fragt er wie immer – als würde die Antwort diesmal anders ausfallen.

Ich erwidere nichts und gehe rasch weiter, ziehe meinen Ausweis durch das Lesegerät, um die Glastür zu öffnen, und trete in den Lift. Ich höre noch, wie er brummt: »Ich wollte mir nur 'n Becher Tee kaufen.«

Der Lift fährt mich in den dritten Stock. Er ist eng und riecht oft nach Alleskleber. Ich weiß nicht, woran das liegt. Niemand scheint das zu wissen.

»Hallo, Hübsche!«, ruft Lydia in derselben Sekunde, in der ich das Büro betrete. Dann kneift sie mir leicht in die linke Wange – was sie so ziemlich jeden Morgen tut, seit ich zum ersten Mal einen zitterigen kleinen Bambifuß in dieses Großraumbüro gesetzt habe –, und ich freue mich, nicht

mehr darüber nachdenken zu müssen, dass ich immer wieder jemanden stehen lasse, der eindeutig Hilfe braucht.

Lydia ist die Redaktionskoordinatorin. Das ist ein ziemlich wichtig klingender Titel für jemanden, der an allem herumwerkelt und die ganzen nervtötenden Dinge erledigt, um die sich sonst niemand kümmern will. Ich glaube allerdings, dass sie zu mehr in der Lage wäre.

Sie hat einen wilden Haarschopf aus dichten schokobraunen Locken über einem sommersprossigen Gesicht und die durchdringendsten grünen Augen, die ich je außerhalb eines Bilderbuches gesehen habe.

Sie ist ein knuddeliger Typ, der viel Wärme ausstrahlt – also genau das, was man braucht, wenn man irgendwo einen neuen Job beginnt. Obwohl sie nur drei Jahre älter ist als ich, hat sie mich direkt unter ihre Fittiche genommen.

»Hallo, Lyds, schönes Wochenende gehabt?«, erkundige ich mich und gehe mit einem breiten Lächeln auf den Lippen zu meinem Schreibtisch.

Wie eine Fee schwebt Lydia um mich herum und schafft Dinge aus dem Weg. Bevor ich weiß, wie mir geschieht, hängt meine Jacke ordentlich an der Garderobe, und meine Liste mit den Aufgaben der Woche liegt vor mir – alles perfekt sortiert. Im Stillen frage ich mich, wie viele Arme sie eigentlich hat.

»Absolut großartig, Si. Du errätst nie, was Freitagnacht passiert ist«, beginnt sie, und ein schelmisches Lächeln huscht über ihr Gesicht.

Schnell lese ich drei der Post-its, die auf meinem Schreibtisch kleben. Und nein, ganz bestimmt werde ich niemals erraten, was Freitagnacht passiert ist.

Obwohl ich Lydia noch nicht lange kenne, würde ich sagen, dass ihr Privatleben sich um zwanzig Zentimeter hohe Absätze dreht, um ein großzügiges Quantum Jack Daniel's, das Bestechen von DJs mit Bargeld – damit sie Achtzigerjahre-Schmalzmusik spielen – und um das Aufsuchen von Dönerbuden auf dem Heimweg, in denen sie

dann alle zum Lachen bringt. Und das sind nur einige der Geschichten, die sie mir erzählt hat.

Sie beugt sich näher und flüstert mir ins Ohr, obwohl ich mir ja gar keine Mühe gegeben habe zu erraten, was Freitagnacht passiert ist. Es könnte alles und nichts sein. Lydia redet immer so aufs Geratewohl.

»Ich habe in dem Salsaklub am Leicester Square Hausverbot bekommen«, teilt sie mir mit, dann kichert sie und tritt stolz einen Schritt zurück, eine Hand an ihrer kurvenreichen Hüfte.

Wie, frage ich mich, schafft man es, in einem Salsaklub Hausverbot zu bekommen? Stürmische Drehungen im Uhrzeigersinn? Ein High-Heels-Amoklauf? Ich erwidere nichts, aber ich sehe sie an und ziehe dabei eine Augenbraue hoch. Ich kann es kaum erwarten, die Geschichte zu hören.

»Na ja, wir hatten schon ein bisschen viel getrunken, bevor wir da ankamen; das war kein guter Start. Und dann bin ich die Treppe zu den Toiletten runtergefallen. Sie dachten, ich wäre stockbesoffen, aber das war ich gar nicht. Ich glaube, es lag an meinen Schuhen ...«, behauptet sie und klingt dabei leicht beschämt.

Gelangweilt schalte ich meinen Computer ein, und er surrt los wie ein startendes Flugzeug. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er sich so nicht anhören sollte.

»Himmel, hast du dich verletzt?«, heuchle ich Interesse. Die Geschichte ist nicht so aufregend, wie ich zuerst dachte, und ich habe heute viel zu tun.

»Nicht wirklich. Aber mein Absatz ist abgebrochen, und das war auf dem Nachhauseweg ziemlich lästig«, fügt sie hinzu und wickelt sich eine lange dicke Locke um den Zeigefinger. Dabei sieht sie zu unserem Bürogoldfisch Dill hinüber, der wiederum sehnsüchtig durch das Glas nach draußen schaut.

Rhoda – unsere Werbetexterin – hat Dill vor sechs Monaten gekauft und behandelt ihn, als wäre er ihr Baby.

In seinem Becken ist sogar Spielzeug. Ja, es gibt Spielzeug extra für Fische, das im Becken treibt. Rhoda kauft so etwas am Wochenende und bringt es dann montags mit. Es wundert mich, dass sie noch keine Tafel mit dem Alphabet aufgehängt hat.

Ich lächle breit und betrachte dabei Lydia. Aus Höflichkeit setze ich den Small Talk fort, aber ich habe Mühe, mir ein Lachen zu verkneifen, wenn ich mir vorstelle, wie sie aus schwindelerregender Höhe von der Klippe ihrer topmodischen Schuhe stürzt.

»Und, auf was beläuft sich der Schaden?«, frage ich. Ich tue so, als würde mich das tatsächlich interessieren, aber der Gedanke an den gewaltigen Berg Arbeit, der noch vor mir liegt, lenkt mich ab.

»Na, sie waren von Kurt Geiger, Süße. Also so ungefähr hundertzwanzig Pfund«, antwortet sie mit einem gewaltigen Seufzer.

Ich fühle ihren Schmerz.

Koffein. Ich brauche dringend Koffein. Langsam stehe ich auf und gehe zu unserem Getränkeautomaten. Dort hat sich bereits eine kleine Schlange gebildet, und ich höre das übliche hohle Geschwätz. Ein Gespräch dreht sich darum, dass uns in diesem Jahr ein richtig heißer Sommer bevorsteht, weil die letzten drei schrecklich waren; in einem anderen wird ergründet, wie viele freie Tage im Jahr okay sind und ab wann man nur noch habgierig wirkt; und im letzten – und furchtbarsten – geht es um Radarfallen und darum, wie unfair es ist, dass Mark Watson einen Strafzettel dafür bekommen hat, dass er hundert gefahren ist, obwohl er doch versichert hat, es seien nur sechsundneunzig gewesen. Endlich bin ich an der Reihe.

Schnell nehme ich mir einen großen Becher Tee mit einem Stück Zucker, kehre an meinen Schreibtisch zurück und fange mit der Arbeit an. Doch schon bald werde ich durch ein lärmendes Durcheinander gestört, das in dem Bereich hinter mir ausbricht.

Unser Großraumbüro ist weitläufig und offen. Mein Schreibtisch ist einer von acht, die in der Mitte des Raumes stehen und durch niedrige Zwischenwände voneinander getrennt sind. Links von meinem Schreibtisch sind drei kleine Büros mit eigenen Türen und Fenstern. Den Rest des Raumes nehmen die üblichen Verdächtigen ein: weitere Schreibtische, lärmende Faxgeräte, Wertstofftonnen und eine riesige Kaffeemaschine. Unser Boss hat sein Büro im Stockwerk über uns; eine eigene kleine Treppe führt dorthinauf wie zu einem Baumhaus.

Ich starre weiter auf meinen Bildschirm, doch es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Wahrscheinlich geht es sowieso um nichts, was mich interessieren würde. Normalerweise kann ich alles andere sehr gut ausblenden, aber da wird geredet und geredet.

Konzentrier dich! Konzentrier dich!

Plötzlich stößt Lydia ihren spitzen Ellbogen gegen meine Schulter, und ich bemerke, dass sie neben meinem Schreibtisch steht und mich angrinst. Sie hat eine seltsam verzerrte Miene aufgesetzt, die wohl unauffällig sein soll. Sie sieht aus, als wollte sie sagen: *Guck mal hinter dich*, aber ohne es laut herumzubrüllen, was sie jedoch eindeutig am liebsten täte.

Um Gottes willen, denke ich noch, während ich widerstrebend meinen Sessel um hundertachtzig Grad drehe. Doch dann entdecke ich mitten in dem Tumult vor mir eine Gestalt. Sie umgeben – oder besser gesagt: sie bedrängen – lauter aufgeregte Kolleginnen. Alles, was ich wirklich erkennen kann, ist ein Grünton. Es ist ein saftiges Grün.

Mein Herz setzt einen Schlag aus, dann noch einen. Drei wäre vielleicht übertrieben.

Zwei Kolleginnen treten zur Seite, und als mein Blick langsam von dem T-Shirt weiter nach oben wandert, trifft er auf ein bekanntes Gesicht.

Du heilige Scheiße. Es ist der Eichhörnchen-Mann!

Und falls das überhaupt möglich ist, sieht er in dem grellen Licht, das sehr an eine Zahnarztpraxis erinnert, noch besser aus als vorhin im Zug. Gleichzeitig macht er jedoch einen entschieden genervten Eindruck.

Aber wieso ist er hier? Zum Teufel, wer ist er? Soll er interviewt werden? Oder repariert er hier etwas?

Nein, für all das sieht er viel zu weich aus. Außerdem scheint ihn jeder hier zu kennen. »Lydia, wer zum Teufel ist das?«, flüstere ich ihr ins Ohr. Mein rechtes Bein zittert leicht.

»Das ist Nick«, flüstert sie augenzwinkernd zurück. Natürlich. So was Blödes.

Mein erster Arbeitstag war Nicks erster Urlaubstag, und darum ist er der einzige Mitarbeiter bei *The Cube*, den ich noch nicht kenne. Dank des Küchenplans weiß ich über ihn, dass er dienstags Milch und Zucker holen muss und dass er Pfefferminztee mit Kümmelsamen trinkt. Nach dem, was die anderen über ihn erzählt haben, hatte ich den Eindruck, dass er ein angeberischer, selbstverliebter Blödmann sein muss.

So wie's aussieht, hat Kevin aus der Buchhaltung während Nicks Abwesenheit die Rechnungen vermässelt und ist völlig lustlos herumgelaufen, Tom aus der Redaktion hat versucht, der Führer des Rudels zu werden – und dabei fürchterlich versagt –, und Rhoda hat sogar wieder mit dem Rauchen angefangen. Die Jungs finden alle, dass Nick unglaublich komisch war, bis seine Freundin ihn wegen eines anderen verlassen hat. Wenn ich noch ein einziges Mal mit anhören muss, wie Nick sich als Baum verkleidet hat und zwei Stunden im Empfang stand, ohne dass jemand etwas merkte, schreie ich.

Seine Freundin und der Typ, der »sie ihm ausgespannt« hat, haben beide hier gearbeitet, wie ich höre. Was für ein Desaster!

Jetzt sehe ich mich zwar nicht mehr mit der Aussicht konfrontiert, künftig mit jemandem zusammenarbeiten zu

müssen, der ein hysterischer Esel ist (das wäre schon schlimm genug gewesen), sondern – und das ist noch schlimmer – stattdessen mit jemandem, der nur noch die leere Hülle eines Mannes ist, dessen Herz gebrochen ist und der wahrscheinlich eine Spur aus Tränen und Rotz hinterlässt, wohin er auch geht.

Und diese leere Hülle eines Mannes ist ausgerechnet der Typ, in den ich mich heute Morgen im Zug fast verknallt hätte.

Ich bin erledigt.

Nick

Normalerweise ist es ziemlich öde, ins Büro zurückzukehren, vor allem dann, wenn man gerade einen Urlaub auf Ibiza hinter sich hat. Doch diesmal war es ganz anders.

In den letzten Jahren konnte ich die typischen Billig- und Besäufnisreisen vermeiden. Seit meinen Trips auf die Balearen – die ich mit Anfang zwanzig gemacht und damals sehr genossen habe – bin ich ein gebranntes Kind. Mittlerweile möchte ich überallhin, nur nicht dorthin. Oft genug habe ich in billigen Hotels das Klo vollgekotzt, bin in den Swimmingpool gefallen oder habe mir die Glieder verrenkt, weil ich mit besoffenem Kopf versucht habe, irgendwelche Stunts zu machen. Magaluf, ade! Schönen Dank auch, aber das ist einfach nicht mehr mein Ding.

Wenn ich heute mit den Jungs wegfahre, bevorzuge ich Städtrips. Wir sind noch immer auf das Gleiche aus – heiße Mädchen aufreißen, tanzen und zu viel trinken –, aber wir haben heute mehr Geld und tun daher dasselbe, bloß in anderer Umgebung. Unsere letzten Reisen gingen nach Amsterdam, wo wir Gras geraucht haben, nach Paris, wo wir das beste Steak gegessen haben, das man sich

vorstellen kann, und nach Brooklyn, wo wir von Klub zu Klub gezogen sind. Solche Sachen eben. Wir sind keine Kinder mehr.

Deshalb machen wir entweder in coolen Städten das, was uns Spaß macht, oder wir erleben aufregende Abenteuer in tropischer Umgebung, zum Beispiel auf den Fidschis. Ich liebe es, unter den Sternen zu sitzen und irgendwelchen Rucksacktouristen, die ich niemals wiedersehen werde, die besten Geschichten aus meinem Leben zu erzählen.

Aber viele meiner Freunde gehen bereits auf die dreißig zu, und ich befinde mich auf dem gleichen Weg. Die Aussicht auf diesen Meilenstein von Geburtstag und den Junggesellenabschied stellen mit dem Kopf eines Mannes merkwürdige Dinge an.

Als die Idee mit Ibiza zum ersten Mal aufkam, sagte Ross zu mir: »Komm schon, Kollege, das wird super – und es ist immerhin mein Junggesellenabschied. Also, du musst mitkommen, echt, okay?«, und schlug mir hart auf den Arm, als wäre er so eine amerikanische Sportskanone. Das mit dem Auf-den-Arm-Hauen hat er sich auf der Uni angewöhnt und seitdem nicht wieder aufgegeben. Er tut es so gut wie immer: an Geburtstagen, Feiertagen, Dienstagen ... Es nervt ein bisschen, und er ist außerdem eigentlich schon zu alt dafür, aber es ist sein Markenzeichen, also soll er es meinetwegen tun. Ich habe immer gedacht, für den Fall, dass wir keine netten Frauen finden, könnten wir eine Junggesellen-WG gründen und bräuchten nie erwachsen zu werden; dann könnten wir uns auf sämtlichen Golfplätzen des Landes und in den Bingohallen von Westlondon auf die Oberarme hauen. Aber das ist jetzt in weite Ferne gerückt.

Ross ist mein bester Freund. Wir kennen uns von der Universität. Zuerst hielt ich ihn für einen Arsch – er war ein Angeber, der immer mehr trinken musste als die anderen, und er hatte auch mehr Erfolg bei Frauen, was mich tierisch eifersüchtig machte. Er ist ein großer Kerl – nicht

dick, aber stämmig – mit breiten Schultern und wirrem Haar und sieht immer so aus, als käme er gerade von einem Rugbyfeld. Die Mädchen mögen das, wie ich feststellen musste.

Nach nur sechs Monaten im gleichen Wohnheim wurde mir klar, dass das hier kein Wettkampf und er eigentlich ein ziemlich cooler Typ war. Er hat mir sogar beigebracht, wie man mit Frauen redet, ohne zu stottern oder ihnen sein Bier aufs Kleid zu kippen. Obwohl er bestimmt nicht der hübscheste Kerl ist, den ich kenne, hat er diese unglaubliche Selbstsicherheit, die ihn immer und überall zu begleiten scheint, wohin er auch geht.

Also war ganz klar, dass ich bei diesem Abschied mitkommen musste, selbst wenn das bedeutet hätte, drei Tage lang in einem Haufen dampfendem Pferdemist zu sitzen. Aber es ging eben um Ross.

Wie gesagt, Ibiza – ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich noch einmal dorthin zurückkehre. Die Aussicht auf vollgestopfte Nachtklubs und übelkeitserregende Lichteffekte trieb mir schon den Schweiß auf die Stirn, wenn ich nur daran dachte.

Natürlich habe ich protestiert, wirklich, aber sie ließen einfach nicht locker. Der ganze Haufen hatte sich schon im Voraus Antworten auf jeden meiner Vorschläge überlegt, woanders hinzufliegen.

Damit ich schließlich doch einschlug, genügte es am Ende, dass Ross mir mit dem Wunsch auf »eine letzte Chance vor der Ehe« und »noch mal Spaß haben« Schuldgefühle einflößte und zudem ein bisschen googelte, um mir anschließend viele heiße Frauen in Aussicht zu stellen.

Es ist ja nur für ein paar Tage, sagte ich mir, und wenn es zu schlimm würde, konnte ich mich immer noch in den historischen Teil von Ibiza-Stadt verziehen, von dem alle so schwärmten.

Meinen Koffer zu packen war nicht schwer: Shorts, Shorts, eine lange Hose, noch mehr Shorts und Duschgel. In mein Handgepäck stopfte ich gleich fünf Bücher; ich fürchtete, wenn sie unterwegs verloren gingen, würde ich meine einzige Zuflucht für den Fall verlieren, dass wirklich alles den Bach runterging.

Doch ich wurde angenehm überrascht – kaum dass wir auf der Insel gelandet waren, brachte mich irgendetwas an der Atmosphäre in Stimmung, einmal richtig aus mir herauszugehen. Es war glühend heiß, und ich hatte ein wenig Ablenkung bitter nötig.

Bei mehr als einer Gelegenheit habe ich es nach einem oder fünf Bier zu viel geschafft, Ross zu versichern, dass ich ihn liebe; außerdem bin ich eines Nachts eine kurze Treppe heruntergefallen und habe in den Nachtklubs mehreren Mädchen auf die Füße getreten – eine von ihnen ohrfeigte mich sogar dafür. Und ich empfand nichts.

Es war fantastisch.

Das einzige Souvenir, das ich mit zurück nach London gebracht habe, ist die gefürchtete Ibizagrippe, die in aller Munde ist. Man sollte einen gegen diesen Mist impfen lassen. Wenn ich mir weiter so die Nase putzen muss, wird es noch so weit kommen, dass ich mir irgendwann das Taschentuch anschau und das verdammte Ding liegt da und guckt mich aus einem Bett aus durchsichtigem Rotz an.

Anscheinend ist es doch nicht so gut, sich sieben Tage lang verschiedene Biere und Spirituosen in den Rachen zu kippen, als wäre in seinem Bauch ein Brand ausgebrochen.

Außerdem habe ich ekelhaft viele Zigaretten und Joints geraucht, und jetzt quietsche ich wie ein kaputtes Kauspielzeug.

Ich bin ein Hemdchen, jetzt ist es amtlich. Ich musste mich wirklich eine ganze Woche krankmelden, um Himmels willen.